

# *Bilder des Friedens*

## **Die Taube, das Schwert und das Haus**

### **Warum der Frieden so schwer darstellbar ist**

#### *Essay*

Im Siebenjährigen Krieg war Ostpreußen von 1758 bis 1762 unter russischer Besatzung. Diese Jahre brachten ein aufgelockertes und geselliges Leben nach Königsberg. Man zählte vorübergehend nicht mehr zu den Untertanen des Preußenkönigs Friedrich II. und hatte daher auch keine weiteren Zwangsrekrutierungen und Abgaben für die alles verschlingende Kriegskasse zu fürchten. Statt dessen wurde in der Wohnstube das Portrait des strengen preußischen Königs mit jenem der milde herablickenden Zarin Elisabeth ausgetauscht. Und während der Große Friedrich 1759 nach der Niederlage bei Kunersdorf erstmals mit den Gedanken an Selbstmord rang, spielte der 35-jährige Königsberger Gelehrte Immanuel Kant wahrscheinlich Billard mit russischen Offizieren oder philosophierte in der angenehmen Gesellschaft gebildeter Damen. Der kleine, zerbrechliche Mann, der schließlich berühmter werden sollte als sein König, verdiente sich in dieser Zeit mittels seines Charmes und seiner Weltläufigkeit den schmeichelhaften Titel des "galanten Magister".

Friedrich hatte zu Anfang seines Streits mit den europäischen Königshäusern den lobenswerten Vorsatz, die Zivilbevölkerung gar nichts merken zu lassen vom Kriegsgeschehen. Es kam schließlich ganz anders; das Land wurde verwüstet, der Staat war verschuldet und nur die russisch besetzten Gebiete blieben tatsächlich verschont. Aber der Tendenz nach lagen damals Krieg und Frieden noch nicht so weit auseinander und man bezeichnete diese Epoche kurz nach ihrem Ende darum gerne als die Zeit der "zivilisierten", der "gesitteten Kriege". Denn mit den Revolutionskriegen - als nämlich die zutiefst patriotischen Soldaten der französischen Armee nicht wie erwartet vor der erdbebengleichen Kanonade der Koalitionstruppen bei Valmy am 20. September 1792 flohen - begann das neue Zeitalter einer radikalen, alles mobilisierenden Kriegsführung. Goethe und Hegel waren zwei prominente Zeitzeugen, die den Untergang einer altgewordenen Welt spürten. Kant, der auch zu den aufmerksamsten Beobachtern der revolutionären Ereignisse in Nordamerika und in Frankreich zählte, war inzwischen ein für die damalige Zeit sehr alter Mann mit dem spleenigen Lebensrhythmus, der heute noch sein Bild prägt. Dieser rigoristische

Moraltheoretiker, für den schon die philosophische Begründung eines Rechts auf Widerstand undenkbar war, sollte zugleich der treueste deutsche Anhänger der französischen Revolution werden. Er wußte von dem Terrorregime des Wohlfahrtsausschusses und von der blutigen Niederschlagung der Revolutionsgegner in der Vendée, die von einigen Historikern heute als Völkermord eingestuft wird - und doch galt ihm gerade die französische Revolution insgesamt als ein "Geschichtszeichen", ein Ereignis von überhistorischer Bedeutung. So scheinbar widersprüchlich seine Haltung zur Revolution war, so paradox waren seine Aussagen zum Verhältnis von Krieg und Frieden. 1795 erschien seine Schrift *Zum ewigen Frieden*. Es war seine erste Veröffentlichung nach dem Zensurkonflikt in Sachen Religionsphilosophie, in dessen Folge der preußische Kultusminister Wöllner das über Kant verhängte Publikationsverbot mit dem Versprechen verband, ihm bei "fortgesetzter Renitenz" den Lehrstuhl zu entziehen - oder Schlimmeres. In der salvatorischen Klausel zur Friedensschrift bittet sich Kant dann auch gleich schon wieder frech aus, dass man in den Äußerungen eines "theoretischen Politikers" und Philosophen gefälligst keine Gefahr für den Staat wittere.

Die Schrift ist in der Form eines philosophischen Friedensvertrags abgefaßt, der nicht mehr nur ein überschätzter Waffenstillstand sein sollte. Dieser Vertrag enthält sechs Präliminar- und drei Definitivartikel, sowie zwei Zusätze und einen Anhang in zwei Teilen. Darin werden die Umgangsformen der Staaten untereinander und die Notwendigkeit ihrer republikanischen Verfassung geregelt. Der zweite Zusatz ist ein kurioser Geheimartikel, der bestimmt, dass die zum Kriege gerüsteten Staaten sich bei den Philosophen über die Bedingungen der Möglichkeit des öffentlichen Friedens zu erkundigen hätten. Im Anhang wird schließlich das schwierige Verhältnis von Politik und Moral erörtert und auf den Nenner eines transzendentalen Prinzips des öffentlichen Rechts gebracht. Dieses war sehr einfach und wurde doch selten befolgt: "Alle auf das Recht anderer Menschen bezogene Handlungen, deren Maxime sich nicht mit der Publizität verträgt, sind unrecht."

Doch was genau bedeutet der seltsam klingende Titel dieses "philosophischen Entwurfs"? Der Philosoph berichtet von einem holländischen Gasthaus, das von seinem satirisch gesonnenen Wirt angeblich unter dem Namen *Zum ewigen Frieden* geführt wurde. Auf dem Schild illustrierte ein Friedhof diesen Schriftzug. Kant nannte die

Vorstellung eines ewigen Friedens sogleich einen "süßen Traum". Und obwohl die Schrift selbst jeden Eindruck aufhebt, der Autor hätte nicht sonderlich viel vom Frieden gehalten, so bleibt doch ein Mangel an dieser Idee des Friedens spürbar, umso mehr er auch noch ewig sein sollte. Das erste Bild des Friedens, das Gasthaus-schild, ist die bösertige Karikatur der nicht mitgedachten Konsequenzen einer Friedensidee, die zollfrei aus den Traumlandschaften Arkadiens importiert ist, wo friedliche Schafe an saftigen Gräsern zupfen. Der ikonographische Spott ist unübersehbar, verstärkt noch durch die Ambivalenz des Hinweises. Denn es ist gar nicht ausgemacht, ob die lebensbeendende Verwirklichung eines ewigen Friedens nur direkt auf den Friedhof als Stätte der Verwesung führt, oder ob tatsächlich ein ewiger Friede dort wohnt und im eigenen Grab angetroffen werden kann. Wer weiss das schon. Doch darin ist Kants Philosophie ganz gut gespiegelt, denn Kritik bedeutete ihm schließlich nichts anderes, als es denen schwer zu machen, die mehr zu wissen behaupten, als sie vernünftigerweise wissen können.

Der mangelnde Enthusiasmus für die absolute Friedensidee verbindet Kant mit einer langen Tradition von Skeptikern und Realpolitikern. *Si vis pacem, para bellum*, lautet ein Sprichwort nach dem spätrömischen Kriegsschriftsteller Flavius Vegetius Renatus, der in seinem Leitfaden zur Kriegswissenschaft (*Epitome rei militaris*) noch prosaischer schrieb: *Qui desiderat pacem, praeparet bellum*, wer Frieden will, soll den Krieg vorbereiten. Selbst der friedfertige und hochmoralische *homo novus* Marcus Tullius Cicero konnte nicht einen ganzen Satz dem Frieden widmen, ohne ihn mit trockenstem Wermut zu versetzen. In der 2. Phillipika gegen Marcus Antonius schrieb er: "Der Frieden ist etwas Süßes, der Friede selbst eine heilsame Sache, aber zwischen Frieden und Knechtschaft ist ein gewaltiger Unterschied."

Wie hätte denn der enthusiastische Poet des Friedens sein Ideal feiern können? Ein archaisches, eschatologisches Friedensbild findet man im Alten Testament beim Propheten Jesaja. Die Wölfe werden bei den Lämmern liegen, ein kleiner Junge wird Kälber, junge Löwen und Mastvieh zusammentreiben, Kühe und Bären werden gemeinsam auf die Wiese gehen und die Löwen werden Stroh essen wie die Ochsen (Jesaja 11, 6-7). Die Stärke des Wunsches erdichtet sich eine bessere, vielleicht schon die letzte Welt. Erstaunlich ist bei aller durchsichtigen Naivität, dass die Verantwortung zur Schaffung der Friedenswelt dem ordentlichen Betragen der Tiere auferlegt wird. Und doch: Was wäre realistischer! Niemandem wird in dem Bild zu-

gemutet, die Rüstung abzulegen, das Schwert in der Scheide zu lassen und auf Rache zu verzichten. Eher fressen Löwen Stroh.

Die Römer hatten ebenfalls ein rituelles Bild des Friedens, den doppelgesichtigen Gott Janus. Seine Büste stand in einem Tempel, dessen beide Türen jeweils zur auf- und untergehenden Sonne zugewandt waren und sich nur in Friedenszeiten schlossen. Der Tempel wurde während der von Horaz und Milton besungenen Pax augusta (17 v. Chr.) unter dem gleichnamigen Kaiser erst zum dritten Mal nach sieben Jahrhunderten römischer Geschichte geschlossen. Er ist daher auch eher ein Zeichen des Krieges, denn was in der Regel mit allergrößter Hingabe gefeiert wurde, das war seine Wiederöffnung.

Auch in der darauf folgenden mittelalterlichen Welt von Untertanen und feudalen Herrschern stand dem Tanz der Kriegsgötter nichts entgegen. Der waffenstarrende Erzengel Michael als Führer der Heerscharen um Gottes Thron war der Ahnherr der Ritterschaft. Diese wurde literarisch durchtränkt von einer romantischen Atmosphäre ritterlicher Ideale wie der heiligen Pflichterfüllung gegenüber dem Lehnsherren, der Barmherzigkeit und Friedensliebe. Johan Huizinga hat in seinem wunderschönen Buch *Herbst des Mittelalters* die Eitelkeit dieser ritterlichen Scheinwelt voll verlogener Bekenntnisse beschrieben. Die wahre Leidenschaft galt ausschließlich der Kriegskunst und mit ihr verbunden dem ungezügelter Erwerbsdrang durch Beutezüge, Plünderungen und Lösegelder für prominente Gefangene. Der moralische Anstrich war ausgesprochen dünn. Der Ritter Jean de Bueil schrieb in seinem autobiographischen Roman *Le Jouvencel*: "Es ist ein fröhlich Ding um den Krieg...Man liebt einander so sehr im Krieg...Daher kommt ein solches Entzücken, dass keiner, der es nicht erfahren hat, sagen könnte, welches ein Gut das ist." Auch und gerade wer das Privileg hatte, gebildet zu sein, hielt die kriegerischen Tugenden und die Geschichte der großen Waffentaten hoch. Montaigne, der den sozialen Niedergang und das definitive Ende der Ritterschaft im 16. Jahrhundert erlebt hatte, glaubte noch zu wissen, dass der Krieg nur der Amboss ist, auf dem die gesellschaftliche Moral und der sittliche Charakter der Einzelnen in die Form geschlagen werden müssen. Der Krieg war ihm wie vielen anderen Werkstatt und Prüfstand menschlicher Moral.

Zugleich erschien ausgerechnet in dieser Epoche die erste europäische Friedensschrift. Erasmus von Rotterdam hatte schon als junger Mann begonnen, die Sprichwörter der Antike (lat. Adagien) zu sammeln und zu kommentieren. Dieses ursprüng-

lich aus der Geldnot geschaffene Werk wurde mehrfach aufgelegt und überarbeitet, bis es über 3000 Adagien umfasste. 1515 erschien die erste Ausgabe mit einem durchgehend pazifistischen Essay zum Adagium 3001: *Dulce bellum inexpertis*, süß ist der Krieg den Unerfahrenen. Erasmus polemisierte darin gegen die kriegstüchtigen katholischen Päpste und empfahl als Kern der christlichen Praxis das Vorbild im Leben Jesu. Darin war damals und ist auch heute nicht die Spur von Permissivität im Umgang mit Gewalt zu finden. Im Gegenteil: das Verbot der Gewaltanwendung war total und in dieser Forderung unerbittlich hart. Die christlichen Kirchen bevorzugten aber immer den am Kreuz verendenden Gottessohn als ihr korporatives Zeichen. Dieses war immer gut, um den Rachegeist zugunsten einer gerade für wichtig befundenen Sache lebendig zu halten. Erasmus geißelte diese groben Verstöße gegen den Geist der Heiligen Schrift. Er war, im Gegensatz zu den anderen Reformatoren, mit seinem Anliegen ein Einzelgänger und sein Werk blieb ohne unmittelbaren Einfluss auf den Lauf der Geschichte.

Es waren erst die europäischen Religions- und Bürgerkriege im Jahrhundert nach der Glaubensspaltung, welche einige Leute nachdenklich machten. Der Schaden und die Zerrüttung wurden zu groß, vor allem aber gab es keine kompensatorischen Gewinne mehr, etwa in Form territorialer oder demographischer Zuwächse. Es wurde zur dringenden Aufgabe, neue Arten der Friedenshegung zu entwickeln, denn der Bürgerkrieg wurde als eine geradezu kosmische Katastrophe empfunden. Die unveränderliche Ordnung der Dinge, vor allem die Ordnung des Gemeinwesens unter Gottes Hand war völlig aus den Fugen geraten. Diese Art von Krieg sollte nichts mit den alten und immer noch ritterlich stilisierten Kriegstugenden zu tun haben; sie wurde als eine empörende Verfehlung der Seinsordnung empfunden. Innerhalb eines Gemeinwesens hatte unbedingt Frieden zu herrschen. Dieser sollte selbst heilig sein. Zu diesem Zweck wurde der Gedanke der Souveränität des Herrschers entwickelt, dessen Machtfülle jenseits der religiösen Parteien zum Zwecke der Friedenswahrung gesichert sein sollte.

Wer aber das Frontispiz des berühmten wie genialen Buches *Leviathan* (1651) von Thomas Hobbes betrachtet, diesen Staat als künstlichen Menschen, sterblichen Gott und abertausendköpfigen, königlichen Riesen mit Schwert und kirchlichen Zepter, der bekommt eine Ahnung von der Ungemütlichkeit dieses Friedens. Über dieser im Wortsinne monströsen Figur steht wieder eine alttestamentarische Warnung: *Non est potestas super terram quae comparetur ei*, keine Macht auf Erden kann ihm wider-

stehen (Hiob 41, 24). Hier kommt der innerstaatliche Friede nun als die fürchterlichste, gottgleiche Kriegsdrohung und erfüllt auf diese Weise im Übermaß die alte Maxime, man solle den Krieg zum Zweck des Friedens hegen.

Im Zuge der inneren Stabilisierung der Königreiche durch die verschiedenen Formen des Absolutismus ging man gleich wieder über zu den ertragsreicheren Staatskriegen. Aber auch die hatten gewisse Formen zu wahren. Entsprechend laut hallte die Empörung durch die Höfe Europas, als Friedrich II. seinen Beutezug in Schlesien wider alle Regeln des ungeschriebenen Völkerrechts durchführte, indem er 1740 ohne Kriegserklärung dort einmarschierte. Zur selben Zeit erschien, von Voltaire betreut und etwas verspätet, Friedrichs *Antimachiavell* - eine Frechheit, die kaum gemindert wurde durch die Tatsache, dass er das Buch noch als Kronprinz kurz vor seinem Amtsantritt geschrieben hatte.

Kant hatte in diesen Jahren die Gelegenheit, das Vorgehen eines Herrschers zu studieren, der seine Lust am Krieg entdeckt hat. Friedrich beauftragte nämlich einen "Scharlatan", wie er selbst ihn nannte, mit dem Zusammenschustern alter Erbansprüche auf die betroffenen schlesischen Gebiete, als der Überfall schon im vollem Gange war. Der Schein von Rechtmäßigkeit sollte gewahrt bleiben. In seiner Friedensschrift ging Kant schließlich von derselben Voraussetzung aus wie Hobbes: der Krieg ist eines der traurigen Mittel der Menschen im Naturzustand, sich Recht mit Gewalt zu verschaffen. Er hatte einen Sinn dafür, dass Frieden der unwahrscheinlichste aller gesellschaftlichen Zustände sein musste unter den Bedingungen einer gewaltverliebten Menschennatur.

Die historisch reinste Form der Verehrung der alten Kriegsgötter hat allerdings erst in unserem Jahrhundert Adolf Hitler praktiziert: "Die Menschheit ist stark geworden durch ewigen Kampf und sie wird nur vergehen durch ewigen Frieden." Frieden wäre unter seiner Herrschaft nur denkbar gewesen als der Endzustand der Welt nach Erfüllung aller rassen- und raumpolitischen Forderungen des Nationalsozialismus. Unnötig, hier weiter zu insistieren. Allerdings hatten selbst liberal gesonnene Geister oft mehr Vertrauen in die latent gehaltene Gewalt als in den als Passivität und Antivitalität gedachten Friedenszustand. Alfred North Whitehead, den englischen Physiker und Mathematikerkollegen des pazifistischen Totalverweigerers Bertrand Russel, inspirierte der Friedensbegriff auch eher zur Abwehr: "The deliberate aim at Peace very easily passes into its bastard substitute, Anaesthesia."

Wenn der Krieg nun die radikalste Form der aisthesis ist, das sinnlich aufregendste Naturereignis, in dem sich der Mensch seiner Tierheit überlässt, dann zeichnet sich ab, dass der Frieden einer zweiten Natur zuzurechnen ist, die nach Kant nur eine moralische sein kann und mithin die einzige Verfassung, die dem ehrwürdigen Namen Kultur genügt. Frieden ist also keine Glückserfüllung, kein eudämonistischer Begriff, sondern eine moralische Forderung der Vernunft; etwas, das nur durch die Einsicht in seine Notwendigkeit entsteht, durch die Erfüllung des formalen Gesetzes aller Sittlichkeit, das wir eigentlich ganz gut kennen: der kategorische Imperativ.

Zum Glück ist das nicht der einzige Weg zum Frieden, denn sonst gäbe es ihn nie und nirgends. Vielmehr hilft die Natur selbst etwas nach, indem sie die menschlichen Leidenschaften gegeneinander ausspielt. Dabei ging Kant in anderen Schriften davon aus, dass die Frauen einen wesentlichen Anteil an der Zivilisierung der männlichen Kampflust und Roheit haben. Außer gerne Krieg zu führen, lieben die Menschen es aber auch, in Wohlstand zu leben (Männer wie Frauen, und vor allem zusammen, versteht sich), und deshalb sind sie zudem noch erfüllt vom Handelsgeist. Der wahre Krieger verachtet ihn, geißelt ihn als zersetzend und verweichlichend; aber nur, weil er sich aus gutem Grund durch ihn bedroht fühlt.

Frieden durch Handel, so schrieb Adam Smith in seinem berühmten Buch *Wealth of Nations* (Kant nannte ihn einmal seinen "Liebling" unter den englischen Denkern), das ist die Leistung unseres Erwerbstriebes, den eine unsichtbare Hand dazu bringt, aus den *private vices public benefits* zu machen. Dieser Gewinn für das Gemeinwesen ist nicht nur materiell, sondern er liegt in der Festigung einer internationalen Friedensordnung. Die in der Friedensforschung beobachtete Tendenz zur strukturellen Kriegsuntauglichkeit industrieller Demokratien *untereinander* scheint dies zu bestätigen.

Wie aber steht es mit den Kriegen zur Aufhebung von Handelsbeschränkung, zum Schutz bedrohter Märkte, zur Verteidigung von Ressourcen? Daran sieht man nur, dass die Maxime "Frieden durch Handel" jederzeit die fette Beute des Zufalls ist. Denn wenn der Handel durch widrige Umstände (Erschöpfung der Ressourcen, Unterliegen im Wettbewerb) schlecht läuft, ist Krieg eine gute, vielleicht sogar mehr als zweitbeste Option. Ohne moralischen Kern ist der Frieden nichts als opportune Zufriedenheit mit dem guten Verlauf der Geschäfte. Eine Seite der menschlichen Natur wird mittelfristig von der anderen in Schach gehalten. Somit zeigt sich jener

nüchterne Rigorismus der Kantischen Philosophie auch in der Friedensfrage, denn ein Frieden, der nicht auf dem Begriff der Pflicht aufbaut, ist nur ein Waffenstillstand. Das bedeutet unter anderem, dass der wesentliche Frieden in einer Dimension der Negation liegt, nämlich in dem Verzicht, den Impulsen menschlicher bzw. staatlicher Triebnaturen zu gehorchen.

Die Bilder dieses moralisch begründeten Friedens sind bisher allesamt durch ihre Erfinder weltweit in Misskredit gebracht worden, denn sie haben es wohl nicht so ernst gemeint damit. Die Taube und der Palmenzweig der Christen sind mit der Hypothek ihrer Geschichte belastet. Die Kirchen haben den Fehler gemacht, das Gedächtnis der Menschheit zu unterschätzen. Inquisition, Kreuzzüge, Feldgottesdienste, blutige Siegesfeiern: nichts wurde vergessen. Die frühen Römer hatten nach ihren Feldzügen wenigstens noch das heidnische Entsühnungsritual auf dem Marsfeld, damit die Gewalt des Krieges nicht in die Stadt getragen wird. Wie schon Erasmus forderte Kant die Christen auf, mindestens ebenso skrupulös zu sein und wenigstens einen Bußtag nach vollbrachtem Kriegswerk einzulegen, anstatt Hymnen auf den himmlischen Führer der Heerscharen zu singen. Christus der Friedefürst ist für sie gestorben ist und hat alle Sünden mitgenommen - sie hielten das allzu oft für ein Recht, die ausgewählten Feinde zu erschlagen. Wie schrieb Erasmus so schön unmissverständlich im Adagio 3001: "Wir Pseudochristen ergreifen alles als Gelegenheit zum Krieg." Solche selbstkritischen Reflexionen glänzen noch heute und haben vielleicht das Ansehen der christlichen Religion gerettet.

Mit der kommunistischen Friedensliebe, die sich bildlich im Handschlag, im kameradschaftlichen Schulterschluss und in unzähligen steinernen Leichen des Unbekannten Soldaten aus dem Vaterländischen Krieg ausdrückte, stand es nicht viel besser. Zu klar war die Funktionalisierung dieses Friedensgeistes, der die sozialistischen Völker in der Erinnerung an ihren gemeinsam durchlittenen Antifaschismus vereinigen sollte. Der Friedenskult war selbst ein Teil der Staatsordnung, die auf solche Weise, ganz im Sinne des Leviathan, ihre eigene Orthodoxie stabilisieren konnte. Ähnlich verfährt heute der islamische Fundamentalismus. In der großen islamischen Nation wird die Friedensbotschaft des Korans heute bekanntlich von maßgeblichen Gelehrten und politischen Führern als die Pflicht zum Heiligen Krieg interpretiert. Dabei heißt *Jihad* nicht einmal Krieg, sondern das Wort bedeutet eine religiöse Anstrengung, eine sicher moralische und im tiefsten Sinne friedensstiftende Übung in der Form etwa von Fasten und Beten. Nur mit großer

hermeneutischer Mühe lässt Jihad sich als gewalttätiger Kampf zur Verteidigung und Verbreitung des Glaubens deuten. Doch offensichtlich besteht Bedarf an einem Friedensskult, der zum Krieg aufruft.

Wo sind nun die alternativen Friedensbilder, die keine bukolischen Schäferidyllen sind und dennoch die Macht gehabt hätten, die serbische Soldateska, den Hamas-Kämpfer und den im Blutrausch wütenden Hutu in Ruanda andächtig werden zu lassen und den Geist der Rache bannen? Wo ist das Friedensbild, das kürzlich die Führer von 45 Nationen hätte überreden könnte, Abstand zu nehmen von einem Angriffskrieg, der weit hinter die Errungenschaften einer globalen Vernunft zurückfällt, die sich im Völkerrecht niedergeschlagen hat? Der strenge moralische Gehalt der Friedensidee scheint sich seiner eigenen Darstellbarkeit zu entziehen. Seine Verneinung der menschlichen Bedürfnisnatur macht es offenbar unmöglich, dem Frieden eine äußere Form zu geben, ein Bild, das ein Symbol wäre. Alles was erhaben ist, also durch seine schiere Größe und Gewalt beeindruckt, bietet sich der Darstellung willig an. Auch in der Verwerfung und Bekämpfung des Krieges kann mitunter noch Erhabenheit liegen. Aber im Frieden selbst verflüchtigt sich alle äußere Größe. Es ist um so vieles reizvoller und auch leichter, die misslingende, unglückliche und tragische Liebe darzustellen, als selbst die innigste Liebe in ihrem Gelingen. So ist es auch mit dem Frieden. Hermann Hesse dichtete dazu diesen traurigen Vers: "Jeder hat's gehabt,/ Keiner hat's geschätzt,/ jeden hat der süße Quell gelabt,/ Oh, wie klingt der Name Friede jetzt!"

Und doch ist eine Versinnlichung des Friedens dringend gesucht, wie unangemessen sie auch immer der Idee bleiben wird. Wenn er als Gegenstand der Erziehung in den Gemütern der Menschen wirksam gemacht werden soll, dann muss ihm ein Bild gefunden werden. Es war daher nicht der schlechteste Vorschlag, in unserer Region vom großen *europäischen Haus* zu sprechen. Mit dem Haus beerbt die säkulare Kultur die kirchliche Symbolik der *capella* und des *domus*. Zwar ist das Haus auch nur eine verkleinert gedachtes und schon geschaffenes Rechtsverhältnis verschiedener Parteien unter einer Hausordnung; der Friedensgedanke sucht dagegen in seinem höchsten Ehrgeiz die Möglichkeit der gewaltlosen Schaffung des Rechts selbst. Immerhin wird mit dem Haus aber die Wahrnehmung der wechselseitigen Abhängigkeit und der Verkürzung der Kausalketten gewalttätigen Handelns in einer Welt geschult. Ein wesentlicher moralischer Gehalt wird dabei zugleich ins Bewusstsein geholt, indem das Haus die weltbürgerliche Denkungsart angeregt. Diese treibt

den Gedanken zu seiner Universalisierung, dass jeder Mensch immer auch als Zweck, nie allein als Mittel anzusehen sei.

Zum diesem Haus gehört auch ein Garten. Die rechtliche Regelung seiner Pflege und Nutzung ist ein wichtiger Teil der Lebensordnung in der Hausgemeinschaft. Die Schönheit des Gartens der Schöpfung ist für Kant immer das Symbol des moralisch Guten gewesen, eine Versinnlichung der Idee des Guten als Lernhilfe für die Menschen. Der Frieden mit der Natur kann immer weniger übergangen werden, denn wer könnte noch leugnen, dass die Natur um der Menschen willen geschützt werden muss? Darin liegt sicherlich auch eine dem Friedensgedanken zugehörige moralische Forderung an eine ganze Generation, nämlich ihren Nachkommen keine Monumente der Natur- und Kulturverwüstung zu hinterlassen.

In Kants Schrift *Zum ewigen Frieden* finden sich bis in die tiefsten Schichten des Textes hinein Spuren einer skeptischen, aber nicht hoffnungslosen Weltweisheit. Der alte Königsberger wusste um das "krumme Holz", aus dem die Menschheit gemacht ist, und er prophezeite einen langen Weg vom Zeitalter der Aufklärung zu einem wirklich aufgeklärten Zeitalter. Denn von seiner Gewaltnatur, in die der Mensch so leidenschaftliche verliebt ist, kann er sich nicht einfach trennen. Sie ist schließlich auf paradoxe Weise die Kraft, die ihn, das seltsame Wesen von "ungeselliger Geselligkeit" (Kant), aus dem Naturzustand herausholt. Das satirische Bild auf dem Schild des holländischen Gasthauses rüttelt uns mit seinem beißenden Spott aus den philosophischen Träumen wach und erinnert an die uralte Grundforderung allen Selbstdenkens, ohne die nicht einmal die geringste Annäherung an den ewigen Frieden vorstellbar wäre: *Erkenne Dich selbst!* Sonst bliebe jeder Friede nur eine Flucht aus dieser Welt oder ein Waffenstillstand, an dessen Abkommen ich mich gerade solange für gebunden halte, als er meinen Interessen dient.

Reginald Grünenberg

Politikwissenschaftler, Philosoph, Autor und Verleger in Berlin